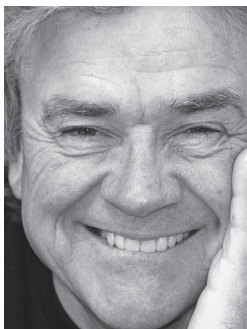


Jürgen Seidel
Blumen für den Führer





DER AUTOR

Jürgen Seidel wurde 1948 in Berlin geboren. Nach einer handwerklichen Ausbildung lebte er drei Jahre lang in Australien und Südostasien, bevor er nach Deutschland zurückkehrte, das Abitur nachmachte und ein Studium der Germanistik und Anglistik mit der Promotion abschloss. Jürgen Seidel veröffentlichte Erzählungen, Hörspiele, Rundfunkbeiträge, literaturwissenschaftliche Publikationen - und zahlreiche Jugendromane. Er zählt zu den vielschichtigsten, interessantesten und literarischsten deutschen Jugendbuchautoren. Jürgen Seidel lebt mit seiner Familie in Neuss.

Von Jürgen Seidel ist bei cbj außerdem erschienen:

Die Unschuldigen (40137)

Jürgen Seidel

**Blumen für
den
Führer**

cbj



cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch April 2012
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2010 cbj Verlag, München
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Frank Griesheimer
Umschlaggestaltung: Zeichenpool München
Umschlagfotos: Mädchen: corbis/Bettmann,
Rosen: shutterstock/crystalfoto
im · Herstellung: ChB/CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN 978-3-570-40113-2
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Now let him go to sleep with history.

LEONARD COHEN (Flowers for Hitler)

Vorspiel

Hitze und Stille liegen wie staubige Tücher über allem. Jede Bewegung der drei Mädels im Hof des Pensionats erscheint zu langsam, jedes ihrer Worte klingt gedämpft. Die hölzernen Wände des Stalls und die Steine der Hausfassade werfen kaum ein Echo zurück, wenn die drei miteinander flüstern. Der heiße Wind bewegt von Zeit zu Zeit die Wipfel der Ulmen. Bussarde drehen darüber ihre Kreise, ohne einen Flügelschlag, werden kleiner, bis sie kaum mehr zu erkennen sind.

7

Die Mädchen gehören zu den Jüngsten in Haus Ulmengrund, und Geheimnisse zu haben, ist schön. Im Schatten des Laubs hocken die drei um ein Geviert aus rötlichem Ölpapier, das in ihrer Mitte auf den Steinen liegt und nicht größer ist als ein Taschentuch. Fünf Zaubertütchen aus Papier liegen darauf. Drei sind aufgeschlagen und bannen ihre Blicke.

Das erste Tütchen zeigt sechs winzige, bleiche Hornschnipsel. Auf dem zweiten Umschlag liegt eine Haarlocke, mit Zwirn umwunden, für alle Zeit fixiert. Im dritten offenen Briefchen liegt nur ein Häufchen Sand und Erde. Aber der Sand ist wertvoller als alle Edelsteine Afrikas.

Das erste Mädel sagt: »Mein Cousin hat den Sand vor einer Steintreppe in Berlin aufgewischt, an der Stelle, wo das Auto des Führers immer hält und er aussteigt.«

Die anderen hören mit roten Gesichtern zu.

»Mein Cousin hat sich hinter einer Litfaßsäule versteckt«, erzählt das Mädchel weiter, »und als der Führer oben auf der Treppe war, ist er schnell hingerannt. Diese Erde hat die Stiefelsohlen des Führers berührt!«

Die Mädchen fühlen einen Schauer über ihre Rücken laufen.

»Das Haar habe ich aus Finsterwalde mitgebracht«, berichtet das zweite Kind. »Meine Tante arbeitet dort in einer Uniformfabrik. Sie machen auch Schirmmützen und sogar die Schirmmützen für den Führer. Ab und zu kommt er dorthin und lässt Maß nehmen, probiert neue Mützen an und lässt die getragenen liegen. Die Haare hat meine Tante mit einer Pinzette vom Stoff gelöst und gesammelt.« Das Mädchen sieht die anderen an und zeigt auf die dunkle Locke. »Das ist das Haar des Führers.«

8

Sie rufen leise Ah und Oh.

»Ein Schulfreund meines Onkels«, erzählt das dritte Mädchel, »ist Leibdiener des Führers, wenn er mit seinem Sonderzug auf Reisen ist. Er bringt ihm Brot, Milch und Salat, und manchmal hört er ihn durch die Wand leise beten, dass es dem deutschen Volk in Zukunft besser gehen soll. Die Fingernägel lässt sich der Führer von seiner Sekretärin schneiden, die die Reste niemals auf den Boden wirft. Sie lagen auf der Untertasse, als der Leibdiener den Kaffee abräumte.« Das Mädchen schweigt einen Moment und wechselt mit den anderen Blicke. Dann sagt es: »Es sind die Fingernägel unseres Führers.«

Die Kinder berühren den Schmutz, die Locke und die Hornschnipsel mit ihren Fingerspitzen und schütteln sich vor Glück.

Das ferne Böllern eines Motorrads dringt in die Stille. Die Mädchen horchen auf.

»Der Brot-Korff, der Verrückte«, sagt eines.

Sie falten die drei offenen Tütchen zusammen und wickeln alle fünf ins Ölpapier, legen das Päckchen in eine Blechdose und tragen sie zu einer kleinen Kapelle an der Straße, wo sich ihr Versteck befindet.

Das Motorenknattern wird lauter. Schließlich biegt ein Gespann in den Hof und macht eine ordentliche Staubwolke. Der Lärm erstickt, der Staub verweht. Ein Mann steigt ab, zieht seine Ledermütze und grüßt. Er öffnet die schwarze Schürze des Beiwagens und winkt die Mädchen zu sich. Sie helfen ihm, ein Dutzend Brotlaibe über den Hof ins Haus zu tragen.

»Euch ist klar, dass ich weiß, was ihr gerade gemacht habt, bevor ich kam«, sagt der Mann.

»Wir haben nichts gemacht, Herr Korff.«

»Glaubt ihr etwa, dass ich euer Versteck nicht kenne?« Er nickt zu der Kapelle.

»Niemand kennt es.«

Korff lacht. »Die Bernsteinkapelle kennt jeder. Da solltet ihr vorsichtiger sein.«

Ein Mädels entgegnet: »Wer das Versteck verrät, dem wächst die Hand aus dem Grab, wenn er tot ist, oder er muss für immer durch die Welt fahren wie der Ewige Jude.«

»Meine Eltern sind schon lange mausetot«, sagt Korff, »und Jude bin ich auch nicht. Gott sei Dank in dieser Zeit.«

»Werden Sie uns denn verraten?«

Er schüttelt den Kopf.

Sie legen die Brote drinnen auf den Küchentisch und gehen wieder in den Hof hinaus. Der Mann beugt sich zu dem

Beiwagen hinunter. Als er sich aufrichtet, hat er drei neue, kleine bunte Tüten in der Hand.

»Bourbonische Vanille!«, sagt er und reicht jedem der Mädchen eine Tüte. Sie machen artige Knickse. Jedes öffnet gleich sein Briefchen und saugt den Duft ein.

»Den Tüten, die ihr da habt, denen traue ich nicht so ganz, seid mir nicht böse«, erklärt er und deckt den Beiwagen wieder ab, zieht seine Lederkappe auf und steigt auf das Motorrad. »Wisst ihr nicht, dass es jedem einzelnen Haar wehtut, wenn man es abschneidet? Fingernägel bluten, auch wenn man es nicht sieht. Und Sand und Kieselsteine schreien, wenn man auf sie tritt. Da muss man nur die Ohren spitzen.«

Die Mädchen kichern.

»Ihr wisst ja gar nichts«, ruft er freundlich. »Möchte nur mal wissen, wer euch solche Tüten gibt. Aber ich hab es eilig. Sagt der Frau Pensionatsleiterin bitte, dass sie das Brot auch nächstes Mal bezahlen kann.«

Er tritt das Motorrad an. Es lärmt und qualmt.

Die Mädels winken mit den neuen Tütchen. Der Mann lenkt das Gespann in einem weiten Bogen über den Hof und verschwindet laut böllernd in einer gelben Wolke, die hinauf zum sommerblauen Himmel steigt.

ERSTER TEIL

Haus Ulmengrund

Lambarene

12 **M**ein Vater ist Arzt, meine Mutter Krankenschwester«, erzählte Reni flüsternd. »Sie arbeiten in Afrika und heilen Neger von seltenen Krankheiten, deshalb haben sie keine Zeit für mich und darum lebe ich hier mit euch zusammen in Haus Ulmengrund. Ich finde das nicht schlimm. Das Urwaldspital von Doktor Schweitzer* ist hundertmal wichtiger als ich.«

Mit diesen Sätzen begann sie fast jede ihrer Geschichten, nachdem eine der Erzieherinnen allen Mädchen eine Gute Nacht gewünscht und im Saal das Licht ausgeknipst hatte.

Reni redete so leise, dass nur ihre Freundinnen es hörten: Karin in dem Bett gleich über ihr, Janka und Friederike im linken, Monika und Hilde im rechten Etagenbett. Die anderen schliefen fest.

»Im Moment ist Doktor Schweitzer auf Reisen«, fuhr sie fort. »Er benötigt dringend ganz viel Wellblech, weil es überall hereinregnet. Die Dächer der Hütten sind aus Schilf. Mein Vater hat die Leitung des Spitaldorfs übernommen, solange der Oganga fort ist, so nennen die Neger den Urwalddoktor. Papa

* Mit Sternchen versehene Namen und Begriffe werden in einem Glossar am Ende des Buches erläutert.

steht kurz vor der Entdeckung eines Mittels gegen eine heimtückische Durchfallkrankheit, die man bekommt, wenn man bestimmte Urwaldbeeren isst.«

»Die Neger wissen doch bestimmt, dass diese Beeren giftig sind«, wandte Friederike von links oben ein.

»Ja, aber die Beeren werden von Tieren gefressen und die Neger essen eben diese Tiere.«

»Au weia«, sagte Janka im Bett unter Friederikes viel zu laut. Man konnte im Dunkeln hören, wie sie sich auf den Mund schlug.

»Mein Vater meint«, erzählte Reni weiter, »dass auf den Beeren Bazillen leben, die die schlimmsten Feinde in Lambarene sind. Weil es in Afrika keinen Winter gibt, werden sie nie von der Kälte abgetötet, sondern vermehren sich immer weiter.«

»Und was ist mit den Blättern und dem Laub?«, fragte Monika von rechts.

»Die bleiben in Afrika immer an den Zweigen, Dummerchen«, sagte Hilde über ihr. »Das hat uns Reni doch gestern erklärt. Wahrscheinlich bist du wieder eingeschlafen.«

»Überhaupt nicht!«, zischte Monika.

»Reni, erzähl uns von der schwarzen Bubenschule, bitte«, flüsterte Karin herunter. »Wie furchtbar schwarz die Negerjungen alle sind.«

»So kohlrabenschwarz«, sagte Reni, »dass man sie in der Nacht nicht sieht, selbst wenn sie im Dunkeln ganz nah an einem vorüberschleichen.«

»Aber sie stinken doch«, vermutete Janka.

»Nicht mehr als du, wenn du morgens gähnst«, zischte Hilde herunter.

Die Mädchen lachten.

»Sie stinken, weil sie eine fremde Rasse sind, das weiß doch jeder«, erklärte Monika.

»Und weil sie dort keine Wasserhähne haben, so wie wir«, fügte Reni hinzu. »Es gibt für alle nur einen einzigen tiefen Brunnen und das Flusswasser.«

»Drüben auf dem Schlömerhof gibt es für das Gesinde auch nur einen Brunnen«, sagte Karin. »Deshalb stinkt dein Jockel ja auch wie ein Neger.«

»Er ist nicht *mein* Jockel«, versetzte Reni und lenkte das Interesse schnell wieder auf das Urwaldspital. »Papa sagt, dass es die Neger viel länger auf der Erde gibt als uns. Natürlich sind sie primitiver, das sieht man ja sofort.«

»Man sieht auch, dass sie viel an der Sonne sind«, tuschelte Janka. »Jockel ist fast genauso schwarz, findest du nicht?«

»Halt lieber deinen Mund, Janka«, schimpfte Reni. »Sonst merken die anderen, dass du bloß eifersüchtig bist.«

»Pah!«, machte Janka.

Die andern tuschelten.

»Ihr seid so laut, dass wir morgen eine Strafe kriegen«, drohte Friederike von oben. »Nächsten Monat ist Musik im Dorf und wir werden wieder nicht hindürfen.«

»Dann schlafen wir jetzt eben«, sagte Reni.

»Nein, bitte!«, flehte Hilde von rechts oben. »Ich bin ganz munter und kann noch nicht schlafen.«

»Weil du an Jockel denkst«, meinte Karin.

Hilde schoss ein scharfes »Ziege!« gegen sie zurück.

»Erzähl noch was, Reni!«, bettelte Friederike. »Noch eine einzige Minute, noch eine klitzekleine Sekunde ...«

»Die Negerbuben schlafen alle zusammen in einem großen Haus aus Lehm und Stroh«, erzählte Reni weiter. »Sie tragen nur Lappen um die Hüften und besitzen nicht einmal Hem-

den. Meine Mutter erklärt ihnen jeden Tag, wie man sich die Hände waschen muss, aber sie tun es nicht.«

»Pfui«, sagte Hilde.

»Sie waschen die Hände mit Sand«, ergänzte Reni.

»Mit Sand?«

»Natürlich. Es gibt nur Sand in der Wüste«, flüsterte Janka.

»Es ist ein Urwaldspital, kein Wüstenspital«, wandte Friederike ein.

Reni quietschte mit den Federn ihres Bettes. »Es gibt nur Lehm und Stroh für die Dächer der Häuser. Meine Eltern haben schon ein Dutzend neue Häuser bauen müssen, weil jedes Haus beim nächsten Regen einfach zerfließt. Es gibt auch keine Steine. Außerdem müssen die armen Neger oft Schlangen und Skorpione essen. Es herrscht die reinste Not.«

»Igitt!«, rief Karin.

»Die Steine sind vor langer Zeit zersprungen, weil alle Neger nachts so laut schnarchen wie Monika«, flüsterte Hilde.

Tatsächlich hörte man ein leises Schnaufen und Prusten. Das Lachen der Mädchen hörte nicht auf.

»Wenn wir einmal tanzen dürften zur Musik im Dorf, Reni, mit wem würdest du am liebsten ...?«, fragte Karin von oben herunter.

Janka kam Reni mit der Antwort zuvor: »Natürlich mit dem krummen Dietrich aus Abtsroda. Sie sagen, er kann mit der Hand Fische aus dem Teich fangen. Mir wären die zu glitschig.«

»Sie will nur mit dem Führer tanzen, wo sie doch so kluge und gebildete Eltern in Afrika hat«, sagte Hilde und gluckste vor Lachen.

»Du musst dich gerade lustig machen«, entgegnete Reni.
»Du träumst doch jede Nacht von ihm. Am liebsten würde

sie mittags mit den Mädchen im Hof spielen und die falschen Haarsträhnen und Fingernagelschnipsel des Führers anheimeln.«

»Hexe!«, zischte Hilde.

»Er würde keine von uns auch nur einmal ansehen«, sagte Janka ernst. »Nicht mal dich, Tausendschön.«

»Oh, vielen Dank, Fräulein Janka«, flüsterte Reni. »Jetzt schlafen wir wirklich.«

»Nein.«

»Doch.«

»Erzähl uns noch ein bisschen!«

»Morgen, beim Kartoffelschälen.«

»Versprichst du es?«

»Dumme Gans!«

»Schwör es uns, Reni! Sonst holt dich der krumme Dietrich aus Abtsroda und schleppt dich in den Wald ...«

»O nein! Ich schwöre es!«

16

Die Gemeinschaft

Seltsam, dachte Waltraut Knesebeck, dass es Gesichter gibt, die jeder beim ersten Anblick ungewöhnlich schön, harmonisch und anziehend findet. Ihr gefiel das Gesicht der Greta Garbo sehr oder das von Errol Flynn, aber das verriet sie niemandem. Vor einem Jahr war sie bei einem Besuch in Kopenhagen in einem Kintopp gewesen und hatte die Garbo als Mata Hari* gesehen, wie sie als Geliebte des russischen Generals Schubin Spionage betreibt.

Reni Anstorm war vor ein paar Wochen erst fünfzehn Jahre alt geworden, aber sie hatte ein Gesicht und eine Anmut, die jeden sofort fesselten. Die großen blauen Augen standen im richtigen Abstand zueinander, die Höhe der Wangenknochen stimmte, Schwung und Farbe ihrer Lippen, die Nase fügte sich in alles, die Zähne waren gerade gewachsen, regelmäßig, weiß, die Stirn, das Kinn... alles harmonierte. Wie bei Mata Hari oder Flynn. Was für ein ungewöhnliches Geschenk!

Reni lebte seit ihrem elften Lebensjahr im Heim. Sie war von der Behörde hergebracht worden, kurz nachdem sie, Waltraut, selbst erst einundzwanzig Jahre alt, die Stelle als Erzieherin angetreten hatte und in Haus Ulmengrund eingezogen war.

So schön wie ihr Gesicht war auch Renis Haar, dessen Glanz und ungewöhnliche Länge Waltraut zu Tränen rühren konnten. Selbstverständlich ließ sie sich nichts anmerken.

Reni trug das Haar geflochten und zu einem großen Nest zusammengesteckt. Das Flechten der Zöpfe fand jede Woche statt, wenn sich Reni das Haar wusch. Alle Mädchen wollten daran flechten und wechselten sich ab. Es dauerte. Reni hielt still und summete Lieder. Wenn sie so draußen auf dem breiten Korbstuhl in der Sonne saß und die Augen geschlossen hatte, empfand Waltraut Lust, an ihrem Haar zu riechen.

Diese Gefühle waren heimlich und geheimnisvoll und tief in ihr verborgen. Reni durfte unter keinen Umständen auch nur das Geringste davon ahnen. Waltraut wurde zuweilen absichtlich ein bisschen streng mit ihr. Aber leicht fiel es ihr nicht. Reni war nicht nur schön, sondern auch gescheit; sie war eine gute Schülerin, hatte ein freundliches Benehmen, war hilfsbereit. Ein Engel eigentlich.

Waltraut verließ ihr Zimmer. Im Speisesaal wurde gefrühstückt.

Es waren einundsechzig Mädchen zwischen sieben und fünfzehn Jahren. Spätestens mit sechzehn verließen sie das Pensionat, arbeiteten in der Stadt als Dienstmagd, gingen auf eine Haushaltsschule oder nahmen an Feld- und Ernteeinsätzen teil.

Die Mädchen flüsterten, klirrten mit den schweren, altweißen Tassen und Tellern und dem Besteck. Einige der Mädels waren Waisen. Auch Reni kannte ihre Eltern nicht. Aufgewachsen war sie bei einer Tante, bis zu deren Tod. Weitere Angehörige gab es nicht.

Alle wussten, dass Reni gerne Rollen spielte, dass sie viel Fantasie hatte. Vielleicht zu viel Fantasie, das tut ja auch nicht gut. Waltraut ließ Reni nie aus den Augen. Sie war *ihr Kind*, wie eine Tochter.

18

Waltraut betrat den Speisesaal. Die Mädchen grüßten sie. Sie war beliebt. Die Kinder mochten sie, weil sie von allen Erzieherinnen die freundlichste, geduldigste, die »modernste« war. Sie hatte einmal zufällig mitgehört, wie einige der Mädels das Wort über sie geflüstert hatten.

»Guten Morgen. Und was gedenken die jungen Damen am heutigen Sonntag zu unternehmen?«, fragte sie quer über den Tisch, an dem Reni mit ihren Freundinnen saß.

Friederike zog die Augenbrauen hoch und strich sich vornehm mit Zeige- und Mittelfinger über die Wange. »Wir geruhen zu lesen, Mademoiselle Knesebeck. Leider ist die Vorleserin außer Haus. Ach, nun ja, da muss man eben selbst einmal einen Blick in die Seiten tun, nicht wahr?«

Alle lachten.

»Und was werden Sie lesen?«

»Oh, wir neigen zu Adalbert Stifter.«

»*Bunte Steine?*«

»Ich denke, ja«, sagte Friederike und prustete heraus. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schüttelte den Kopf. »Nein, wie schrecklich! Stifter! Wie kann man nur so etwas lesen? Es ist langweilig und es passiert nie etwas Interessantes.«

»Sei nicht ungerecht«, wandte Waltraut ein.

Karin meldete sich. »Sie liest heimlich Stefan Zweig.«

»Stimmt das, Friedel?«

»Nachdem Karin mich verraten hat, kann ich es nicht mehr leugnen«, sagte Friederike. »Ist es unverzeihlich, Fräulein Knesebeck?«

Waltraut lächelte. »Ich bin nicht sicher, ob Frau Misera davon begeistert wäre, wenn sie es erfahren würde.«

Reni blickte vom anderen Tischende herüber. »*Brennendes Geheimnis.*«

19

»Oh!«, machte Waltraut.

»Und Monsieur Stendhal, *De l'Amour*«, fügte Reni mit ihrer warmen, weichen Stimme hinzu.

»Sieh an, so gebildet sind wir also«, stellte Waltraut fest und schob erstaunt die Unterlippe vor. »Woher habt ihr solche Bücher?«

»Wir haben sie gar nicht«, antwortete Reni und lächelte gespielt traurig. »Wir hätten sie aber gerne. Wir haben sie in der Schulbücherei gesehen, aber sie stehen wie Giftflaschen in einem verschlossenen Glasschrank.«

»Aha.«

»Wir möchten wissen, warum man sie vor uns verschließt«, sagte Karin. »Es ist doch interessant, dass sie verschlossen werden, oder?«

Waltraut pflichtete ihr bei. Sie wusste nur nicht, wie sie erklären sollte, was zu erklären sich anbot.

»Das Buch vom Doktor Schweitzer gehört am Ende auch dazu«, sagte Reni. »Glauben Sie, es ist gefährlich, diese Bücher zu lesen?«

»Du denkst an Werther und die vielen jungen unglücklichen Leser, die ihm nacheiferten.« Waltraut liebte den *Werther*, aber auch Stefan Zweigs Erzählungen, in denen sich Menschen zu Gefühlen bekannten, die man für gefährlich halten konnte, die es womöglich waren, die aber dennoch als ehrliche, reine Empfindungen ihrem Herzen entsprangen.

»Wenn man die Kindheit hinter sich lässt, ist vieles gefährlich«, sagte sie und ärgerte sich über ihre Feigheit. Anstatt stolz zu sein, dass die Mädchen sich ihr anvertrauten, wich sie aus und schielte nach der Flurtür, ob nicht die Pensionatsleiterin hereinkam und womöglich schon von draußen gehört hatte, worüber sie redeten.

20

Was nicht ungefährlich wäre.

Erst vor ein paar Wochen war eine *Micky Maus Zeitung* aufgetaucht, die keine Besitzerin zu haben schien. Frau Misera hatte nicht gezögert, in ihrer Eigenschaft als Leiterin eine Art Kriegsgericht einzuberufen, um herauszufinden, wer »diesen Schund eingeschleust« hatte. Das betreffende Mädchen kroch erst zu Kreuze, nachdem die Leiterin damit gedroht hatte, allen Kindern die diesjährige Adventfahrt nach Fulda zu versagen, wenn sich die Übeltäterin nicht binnen dreier Tage zu erkennen gebe. Es wurden sechs lange Wochen Stubenarrest über sie verhängt, und die Gemeinschaft hatte einen schneidigen Vortrag anzuhören, warum diese Art amerikanischer Unkultur junge Menschen verrohe und ihr sittliches ebenso wie ihr ästhetisches Empfin-

den auf das Niveau von Negergesellschaften herabsinken lasse.

Als Waltraut Knesebeck sich um die Stelle beworben hatte, war ihr klar, dass sie es nicht mit einem katholischen Provinz-waisenhaus zu tun hatte, ganz zu schweigen von einem der entsetzlichen Fürsorgeheime für »Unerziehbare« oder »erbkrankverdächtige Zöglinge«. Haus Ulmengrund war mit seinen sechzig Mädeln eine weltvergessene, fast klösterliche Oase, eine von sehr wenigen, die einzige vielleicht im ganzen Land.

Das Haus hatte sich in Jahrzehnten einen unter Pädagogen guten Ruf geschaffen und ihn sogar über die Not der Weimarer Jahre hinweg erhalten können. Finanziert von rheinischen Industriellen, die im Hintergrund blieben, war das Haus seit Anfang des Jahrhunderts ein Sammelpunkt fortschrittlicher Erzieher und Reformen geworden, die der Auffassung waren, dass die Verwahrlosung verwaister Kinder *nicht* ausschließlich erblich bedingt sei. Damit war Haus Ulmengrund freilich immer ein exklusives Experiment geblieben. Durchaus zum Glück.

21

Die Zukunft erschien Waltraut indes ungewiss. Man hörte dies, man hörte das, und wenn sie ehrlich war, machte sie sich seit ein paar Monaten Sorgen, ob die sich wandelnde Zeit nicht auch in Ulmengrund ihre Spuren hinterließ.

»Unsere Welt verändert sich«, sagte sie vorsichtig. »Die Älteren von euch werden das selbst beobachten.«

»Es gibt weniger Not, Fräulein Knesebeck«, sagte Hilde.

»Und wieder Arbeit für alle«, fügte Friederike hinzu. »Das haben wir dem Führer zu verdanken.« Sie hatte ein kleines, spitzes Gesicht, eine piepsende Stimme und erinnerte Waltraut an ein putziges Tier mit Samtpfötchen und winzigen Ohren.

»Jeder hofft, dass sich die Dinge zum Besseren wenden«, sagte Waltraut. »Überhaupt glaube ich fest, dass die meisten Menschen guten Willens sind. Jeder will das Glück finden, und es gibt viele Denker, die diese Meinung teilen würden ...« Sie schaute zur Flurtür. »Nur würden manche Philosophen einwenden, dass die Menschen nicht immer gute Absichten hegen, sobald sie in Gruppen handeln.«

»Dabei ist die Gemeinschaft doch das Wichtigste«, stellte Karin fest.

Waltraut hätte ihr gerne recht gegeben. »Der einzelne Mensch ist vielleicht nicht immer derselbe, der er zu sein scheint.«

»Das verstehe ich nicht, Fräulein Knesebeck«, sagte Friederike. »Und was hat das mit den eingeschlossenen Büchern zu tun?«

22 Die Mädchen sahen sie an.

Sie lächelte unsicher. »Wenn es so einfach zu erklären wäre ...«

Die hinteren Mädchen beugten sich neugierig vor, um Waltraut zuzuhören.

Waltraut bereute es für einen Augenblick, sich in das Thema vorgewagt zu haben. Wieder schaute sie zum Flur, weiterhin zornig über ihre Angst, die Leiterin könnte hereinkommen. Es gab, wie Waltraut fand, einen dünnen Riss zwischen dem Ruf des Hauses und seiner jetzigen Führung. Aber der Spalt war so schwer auszumachen, dass es Vorkommnisse wie den Ärger wegen der *Micky Maus Zeitung* hatte geben müssen, um ihn sichtbar werden zu lassen.

Sie sagte: »Jeder Mensch verändert sich und der Geist einer Gemeinschaft muss dem Rechnung tragen ... Du zum Beispiel, Reni. Wer bist du?«

»Ich bin ich, Fräulein Knesebeck.«

Waltraut war gerührt von dieser Antwort. Sie merkte plötzlich, dass sie nicht mehr sicher war, was sie erklären wollte. »Entschuldige bitte, Reni. Ich wollte nur sagen, dass wir uns alle andauernd verändern. Aber es tut nicht immer gut, die eigene Veränderung wahrzunehmen.« Sie zögerte, weil sie jetzt merkte, dass die Mädchen nicht verstanden, was sie meinte. Eigentlich hatte Reni nur wissen wollen, ob es gefährlich sei, gewisse Bücher zu lesen. Und dann hatte sie, Waltraut, sich in die These verrannt, dass das Handeln der Gemeinschaft oder eines Volkes keineswegs immer das Patentrezept war, mit dem eine Nation in eine bessere Zukunft marschiert – während ganz Deutschland momentan nichts anderes zu tun erklärte! Auch Frau Misera übrigens, als Leiterin von Haus Ulmengrund.

Waltraut sah wieder flüchtig zum Flur. Mitten in ihre zunehmende Beklemmung hinein sagte Reni plötzlich: »Sie meinen bestimmt, dass jeder das ist, was er sein möchte oder was er glaubt zu sein.«

Hilde kicherte, wurde aber gleich wieder ernst.

Waltraut startete Reni an und musste sich zwingen, den Blick zu senken. Sie war oft gefangen von der Schönheit dieses Mädchens und fragte sich zuweilen, ob die Gefühle falsch und übertrieben waren.

Endlich sagte sie: »Ich hätte es nicht treffender sagen können, Reni. Vielleicht erfindet sich ja auch jeder ein bisschen selbst, wenn ...«

»Wenn was?«

Waltraut fuhr herum.

»Wenn was, Fräulein Knesebeck? ... Ich höre.« Frau Misera war nicht durch den Flur in den Speisesaal gekommen,



Jürgen Seidel

Blumen für den Führer

Taschenbuch, Broschur, 432 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40113-2

cbj

Erscheinungstermin: März 2012

Ein provokanter und bewegender Jugendroman über die Hitler-Verehrung in der frühen NS-Zeit

Sommer 1936. Die 15-jährige Reni wird auserwählt, Reichskanzler Hitler bei der Eröffnung der Olympischen Sommerspiele pressewirksam einen Blumenstrauß zu überreichen. Reni ist überwältigt – verehrt sie Hitler doch glühend. Und nun soll sie – das Waisenkind – ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberreten. Doch das große Glück kommt nicht von ungefähr. Reni ist nämlich gar kein Waisenkind, sondern die Tochter eines Grafen. Ihr Vater gehört zu den einflussreichsten Kreisen des aufstrebenden Nazi-Regimes und ist fest entschlossen, seine hübsche blonde und blauäugige Tochter künftig vorteilhaft einzusetzen. Reni kann ihr Glück kaum fassen – bis ihr Vater ihr rigoros den Umgang mit den sogenannten »Subjekten« untersagt. Damit meint er vor allem Jockel, den Jungen, in den sie sich bis über beide Ohren verliebt hat. Verzweifelt versucht Reni zu leugnen, dass in ihrer Welt plötzlich nichts mehr so hoffnungsvoll ist, wie es schien.